Georg Richter:

Vater Goßner

Dritte Auflage.

Berlin-Friedenau.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission.

Preis 20 Pfennig.

Zur freundlichen Beachtung!

* *

Die Goßnersche Mission, eine Gründung des in allen Erdteilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens“, des Berliner Predigers Johannes Goßner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volk der Kols, wo sich schon viele Tausende in die christliche Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe sind zu senden:

An das Kuratorium der Goßnerschen Mission
in **Berlin-Friedenau,** Handjerystraße 19—20.

Postscheck-Konto Nr. 7950. Berlin NW 7.

Vater Goßner.

Von

Georg Richter,
Pastor in Gollantsch.

Dritte Auflage.

Berlin-Friedenau.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission.
1912.



Im Reiche Gottes kommt nahezu alles auf christliche Persönlichkeiten an. Die Quellen der geistlichen Segensströme, die das Land weithin befruchten, entspringen im stillen Gebetskämmerlein geweihter Persönlichkeiten, die es verstehen, aus der Fülle des Herrn Gnade um Gnade zu schöpfen. Solch eine geweihte Persönlichkeit war Goßner, weiland Pastor zu Berlin, von dessen Leben und Wirken, so weit es für die Mission von Bedeutung ist, ich den Lesern nachstehend eine kurze Schilderung bieten möchte.[1])

Goßners Lehr- und Wanderjahre.

Johannes Evangelista Goßner wurde geboren im Jahre 1773 zu Hausen bei Günzburg im bayrischen Schwaben als zehntes Kind des Bauern Leonhard Goßner und seiner Ehefrau Therese geb. Walch. Seine Eltern waren, wie die ganze Umgebung, katholisch und wandelten schlecht und recht in den Satzungen ihrer Religion. Als der Knabe zehn Jahre alt war, kam ein junger Priester ins Dorf, der auf seine außerordentliche Begabung aufmerksam wurde und ihm zuredete, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Die Eltern freilich wollten anfänglich nichts davon wissen; sie wollten keinen „Herren Sohn" haben, der für sie eine Art höheres Wesen wäre, sondern sie wollten lieber einen tüchtigen Bauersmann aus ihm machen, zumal da sie in der Lage waren, ihm später eine eigene Wirtschaft zu kaufen. Indessen den vereinten Bitten des Sohnes und des Priesters konnten sie auf die Dauer doch nicht widerstehen, und so kam unser Johannes im Jahre 1786 auf das von Jesuiten geleitete St. Salvatorgymnasium in Augsburg. Was die Eltern befürchtet hatten, trat hier nur zubald ein: er wurde seiner Familie mehr und mehr entfremdet, wie es denn überhaupt ein Meisterstück jesuitischer Erziehungskunst ist, das natürliche Gefühl der Anhänglichkeit an Vaterland und

[1]) Nach „Johannes Goßner, ein Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts" von Herm. Dalton; Dritte Auflage, Berlin-Friedenau. Buchhandlung der Goßnerschen Mission; 533 S. 3 M., geb. 4 M.

Vaterhaus in den Herzen ihrer Zöglinge zu ertöten, damit sie hernach desto gefügigere Werkzeuge der internationalen römischen Hierarchie werden. Aber immerhin empfing er wenigstens eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung, so daß er als neunzehnjähriger Jüngling mit einem vorzüglichen Reifezeugnis die Hochschule in Dillingen beziehen konnte.



Bischof Sailer.

Dort hatte er das Glück, zu den Füßen von Männern wie Sailer und Feneberg sitzen zu dürfen, die gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit wie durch Gelehrsamkeit und dabei weitherzig genug waren, auch an der evangelischen Kirche das Gute anzuerkennen. Mit jugendlicher Begeisterung wandte er sich ihnen zu; aber bevor er noch einen tieferen Eindruck von ihnen empfangen konnte, wurden sie durch die Umtriebe der Jesuiten, denen ihre Weitherzigkeit ein Dorn im Auge war, ihres Lehramtes entsetzt. Goßner verließ deshalb Dillingen, um seine Studien in Ingolstadt fortzusetzen, wo er zwar keinen Lehrer fand, der ihm viel Anregung geboten hätte, und keinen Freund, an den er sich hätte anschließen mögen, sich dafür aber um so eifriger in die Bücher vertiefte, so daß er seine theologische Schlußprüfung mit Auszeichnung bestand. Noch ein kurzer Aufenthalt zur Vorbereitung auf die Seelsorge im Priesterseminar zu Pfaffenhausen, das ihm öde und freudelos wie ein Gefängnis vorkam, und dann trat er in dem

jugendlichen Alter von 23 Jahren mit frischer Tatkraft und voll heiligen Eifers für das Amt, das er sich erwählt hatte, hinaus ins praktische Leben.

Es war damals eine wunderbare Zeit. Ein Frühlingswehen ging durch die Geister und lockte überall verheißungsvolle Knospen und prächtige Blüten hervor. Ich erinnere nur an die unsterblichen Meisterwerke eines Schiller und Goethe, eines Kant und Hegel, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden sind. Allerdings blieben auch die Frühlingsstürme nicht aus. Jenseit des Rheins zog sich bereits jenes furchtbare Unwetter zusammen, das bald auch über Deutschland verheerend dahinbrausen sollte. Aber einstweilen freute man sich bei uns noch des schönen Geistesfrühlings. Auch in der Kirche regte sich neues Leben, nicht zwar so sehr in der theologischen Wissenschaft, obwohl auch da schon Schleiermacher seine glänzende Laufbahn begonnen hatte, als vielmehr auf dem Gebiete des Glaubens und der Liebestätigkeit. Aus der traurigen Einöde des Rationalismus flüchtete man sich wieder zur frischen Quelle des Evangeliums, und hier und da bildeten sich kleine Kreise von Erweckten, um sich gemeinsam in der Erkenntnis der Gnade des Heilands zu fördern und für seine Ehre zu arbeiten. Selbst die katholische Kirche wurde von dieser allgemeinen Bewegung ergriffen. Noch war sie ja nicht so in Dogmen erstarrt wie heutzutage. Noch konnte man mit größerer Freiheit die biblische Wahrheit suchen und verkündigen. Noch konnte man hoffen auf eine Reform an Haupt und Gliedern. Der hierauf abzielende mutige Versuch Kaiser Josephs II. in Österreich fand bei vielen gläubigen Katholiken in Deutschland freudige Zustimmung, namentlich bei den jüngeren Geistlichen Schwabens, die aus der Schule Sailers und Fenebergs hervorgegangen waren. Welcher Geist sie beseelte, möge uns das Beispiel eines der



Martin Boos.

Edelsten unter ihnen, des Martin Boos, zeigen. Als junger Priester war er an das Sterbebett einer frommen Frau gerufen und hatte sich bemüht, ihr Trost zuzusprechen, indem er ihr zu Gemüte führte, sie könnte doch wohl ohne Angst dem Tode entgegengehen. „Warum denn?" fragte die Kranke. „Nun," erwiderte er, „weil Sie so fromm und heilig gelebt haben." Da lächelte die Kranke und sagte: „Wenn ich im Vertrauen auf meine Frömmigkeit dahinstürbe, so würde ich verdammt werden; aber im Vertrauen auf Jesum, meinen Heiland, kann ich allerdings getrost sterben." Bei diesen Worten fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte, daß unser einziger Trost im Leben und im Sterben die Gnade unseres Heilands ist, der sich selbst für uns gegeben hat, um in uns Gestalt zu gewinnen. Von Stund an ließ er alle Selbstgerechtigkeit, die so recht eigentlich das Palladium der katholischen Kirche ist, fahren und verkündigte in Wort und Schrift, zur Zeit und zur Unzeit, zu Haus und auf Reisen die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt.



Nathanael Feneberg.

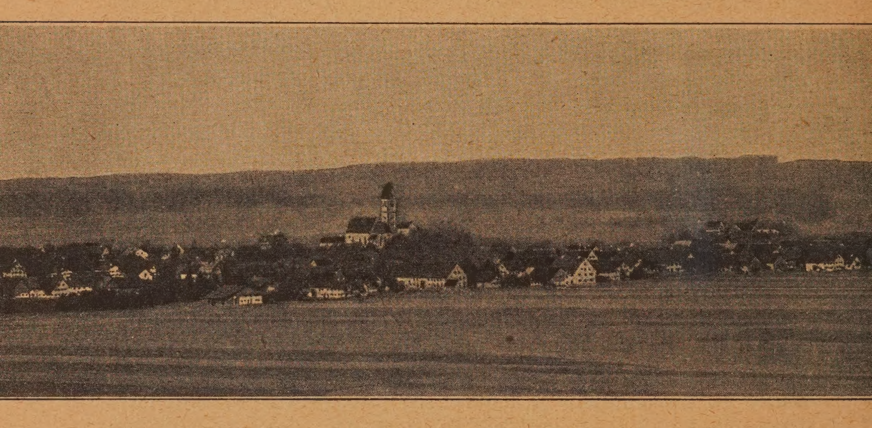
Goßner war schon als Student in Dillingen mit dieser Richtung bekannt geworden. Doch mangelte es ihm damals noch am rechten Verständnis dafür. Jetzt wurden im Verkehr mit geistgesalbten Amtsgenossen die früheren, flüchtigen Eindrücke wieder lebendig und vertieften sich. Seine persönliche Erfahrung kam dazu. Je ernster er es mit seinen Amtspflichten nahm, desto mehr wurde er sich seiner eigenen Armut und Unwürdigkeit bewußt, und desto empfänglicher wurde seine Seele für das lautere Evangelium. Nicht plötzlich kam die Gnade in ihm zum Durchbruch; er hatte auch keine besonders heftigen Erschütterungen durchzumachen, sondern

ganz allmählich vollzog sich der Wechsel in seinem Innern. Nachdem er lange bußfertig im Staube gelegen und sehnsüchtig seine Augen erhoben hatte zu den Bergen, von dannen ihm Hilfe kommen sollte, ging ihm die Herrlichkeit des Erlösers auf, der sich freundlich zu ihm herabneigte, und rückhaltlos gab er sich ihm zu eigen. Die Zeit, die nun für ihn anbrach, nennt er selbst seine Hochzeitstage; so selig fühlte er sich in der Gemeinschaft seines Herrn; und um Genossen seiner Freude zu haben, schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Martin Boos und anderen gleichgestimmten Jüngern. Eine sehr glückliche Fügung war es auch für ihn, daß er $2^1/_2$ Jahre lang Hilfsprediger bei dem alten Feneberg sein durfte. Der hatte sich, nachdem er seines Lehramtes entsetzt war, auf die Pfarre Seeg zurückgezogen, erlitt aber bald darauf einen schweren Sturz vom Pferde, infolge dessen er ein Bein verlor und lebenslänglich ein Krüppel blieb, so daß er sich zur Aushilfe in seinem großen Sprengel zwei Vikare halten mußte. Goßner hätte sich keinen besseren Führer und Berater in den mancherlei Zweifeln und Gewissensnöten, die ja keinem Anfänger im Glaubensleben erspart bleiben, wünschen können als diesen alten Stelzenmann mit seinem kindlich fröhlichen Gottvertrauen und seiner reichen Erfahrung. Da lernte er in gleicher Weise beten und arbeiten, und hierbei sowie beim gemeinsamen Studium der Heiligen Schrift konnte sein innerer Mensch so recht wachsen und Kraft sammeln für die Verfolgungen, die seiner warteten.

Von Seeg ging er nämlich als Domkaplan nach Augsburg, und hier wurden die Jesuiten aufmerksam auf den begabten jungen Prediger, der so freimütig von der alleinseligmachenden Gnade Gottes in Christo Jesu Zeugnis ablegte, was freilich mit ihrer Lehre von den Werken und den Heiligen ganz und gar nicht im Einklange stand. Sie suchten ihn deshalb zu verderben. Aus seinen Briefen an vertraute Freunde, deren sie durch unlautere Mittel habhaft geworden waren, und aus seinen Äußerungen von der Kanzel, die ihnen von gewissenlosen Aufpassern hinterbracht wurden, preßten sie 95 „anstößige“ Punkte heraus, auf Grund deren Anklage wegen Irrlehre gegen ihn erhoben wurde. Die Verhandlungen, die sich durch mehrere Monate hinzogen und eine wahre Tortur für ihn bildeten, fanden in demselben Saale statt, wo einst am 25. Juni 1530 die evangelischen Reichsstände ihr berühmtes Glaubensbekenntnis abgelegt hatten. Goßner focht hier unter dem nämlichen Zeichen wie jene; aber wie wacker er sich auch mit dem Schwerte des Geistes verteidigte, so wurde er schließlich doch verurteilt und auf etliche Wochen im Priestergefängnis zu Göggingen eingesperrt.

Das war aber der letzte größere Schlag, den die Jesuiten vorläufig ausführen konnten. Die französische Revolution, die eben

damals ihren Siegeslauf durch Europa hielt, schwemmte wie so manches Gute und Heilsame auch die verrottete Jesuitenherrschaft für längere Zeit aus Bayern weg. Die freiere Richtung konnte aufatmen, und Goßner erhielt im Sommer 1803 die Pfarrstelle zu Dirlewang an der Tiroler Grenze, wo er ein Arbeitsfeld fand, das wie geschaffen für ihn war. Die Gemeinde war nicht besser und nicht schlechter wie die meisten anderen. An kirchlichem Sinn war kein Mangel, aber das geistliche Leben glomm nur matt unter der Asche. Da brachte nun Goßner frischen Luftzug hinein. Die Entschiedenheit, mit der er das Wort Gottes verkündete und durch seinen eigenen Wandel bekräftigte, drängte die Hörer zur persönlichen Entscheidung. Er war nur darauf bedacht, das volle,



Dirlewang.

unverfälschte Evangelium zu predigen; mochte es dann immerhin einigen ein Geruch des Todes zum Tode werden, wenn es nur den andern ein Geruch des Lebens zum Leben wurde. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Von weit und breit strömten Sonntags die Leute nach Dirlewang, so daß die Kirche oft zu eng wurde. Dann pflegte er mit der Menge auf einen benachbarten Hügel hinauszuziehen und dort Gottesdienst zu halten, nach dessen Schluß auch wohl wie nach der Bergpredigt unseres Herrn und Meisters ein Murmeln von Mund zu Mund ging: Dieser redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Nicht minder eifrig war er in der Seelsorge. In seiner zahlreichen, weit zerstreuten Gemeinde hatte er überreichlich Gelegenheit dazu, zumal in jenen kriegerischen Zeitläuften, die viel Krankheit und Not im Gefolge hatten. Nehmen wir noch hinzu, daß er sich von Anfang an

den Jugendunterricht sehr angelegen sein ließ, daß er emsig an seiner wissenschaftlichen Fortbildung arbeitete, und daß er einen ausgedehnten Briefwechsel unterhielt, so kann es uns nicht wunder nehmen, daß bei allen diesen Anstrengungen seine Gesundheit schließlich Schaden litt. Eine schwere Lungenentzündung warf ihn aufs Krankenlager. Kaum halb genesen bestieg er in der Karwoche wieder die Kanzel, weil er, wie er einem Freunde schrieb, es nicht über sich gewinnen konnte, diese heilige Zeit vorübergehen zu lassen, ohne zu seiner Gemeinde von der gekreuzigten Liebe zu reden. Er bekam einen Rückfall, den er zwar auch überwand, dessen Nachwirkungen sich aber noch jahrelang bei ihm fühlbar machten. Seine Gesundheit blieb sehr anfällig, und bei anhaltendem, lauten Sprechen stellten sich heftige Brustschmerzen ein, die ihn befürchten ließen, daß er für den Predigerberuf untüchtig geworden wäre. Nach schwerem Seelenkampfe entschloß er sich daher im Frühjahr 1811, sein Pfarramt niederzulegen, um dem Herren auf einer anderen Stelle in seinem Weinberge zu dienen.



Goßner als Pfarrer in Dirlewang.

Es ist nun merkwürdig, welche Stelle er sich zu diesem Zwecke auswählte. Unter den mancherlei hoffnungsvollen Ansätzen christlichen Lebens am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, deren ich oben Erwähnung tat, war der bedeutendste die „deutsche Christentumsgesellschaft", die ihren Sitz in Basel hatte und von dort ihre Filialen über fast ganz Deutschland ausbreitete. Fromme evangelische Männer aus allen Ständen hatten sich darin zusammengeschlossen, um christliche Wahrheit und Gottseligkeit durch Wort und Tat nachdrücklich in der Welt zur Geltung zu bringen. Das war so recht im Sinne Goßners, und er hatte sich deshalb schon lange mächtig zu dieser Gesellschaft hingezogen gefühlt. Jetzt, wo er frei war, bot er ihr ganz seine Dienste an, und obwohl er katholischer Priester war, wurde er als Sekretär in Basel angestellt. Aus der vielseitigen Arbeit, die ihm als solchem oblag, sei hier nur hervorgehoben, daß sie ihn auch auf das Gebiet der Heiden-

mission, die ihm bis dahin ziemlich fern gelegen hatte, hinführte und somit von großer Wichtigkeit für seine weitere Entwicklung wurde. Die Christentumsgesellschaft trieb zwar damals noch keine eigentliche Missionsarbeit, aber in ihrem Programm war doch der Keim dazu schon enthalten, und aus diesem Keim wuchs bald darauf die größte aller deutschen Missionsgesellschaften, nämlich die Baseler, hervor. Goßner fühlte sich so wohl im Kreise der neuen Freunde, daß er den Wunsch äußerte, zur evangelischen Kirche überzutreten, um ihnen völlig anzugehören. Aber sie selbst rieten ihm davon ab. Sie beriefen sich auf das Wort Pauli: „Ein jeglicher bleibe in seinem Berufe, darinnen er von Gott gesetzt ist.“ Auch stellten sie ihm vor, er möchte doch nicht der katholischen Kirche den Segen entziehen, daß sie auch noch gläubige Pfarrer behielte, die das Wort Gottes recht lehrten. Durch solche Gründe bestimmt, und weil seine Gesundheit sich bei der aufreibenden Tätigkeit in Basel nicht recht erholen konnte, kehrte er nach Bayern zurück, um mehrere Jahre in München zuzubringen.

Es gelang ihm dort, in den Genuß eines „Benefiziums“ zu kommen, nämlich einer Stiftung, die kranken katholischen Geistlichen einen auskömmlichen Lebensunterhalt gewährte mit der einzigen Verpflichtung, täglich eine Messe zu lesen. Er hätte nun also ein recht behagliches und beschauliches Dasein führen können, wenn sein Eifer für die Sache des Herrn es gelitten hätte. Kaum war er in München warm geworden, so hielt er regelmäßige Jugendgottesdienste ab, die ihm viel Freude machten und reichen Segen stifteten. Auch war er stets gern bereit, seine Amtsbrüder im Predigen zu vertreten, und wenn Goßner die Kanzel betrat, so erwiesen sich die größten Kirchen zu klein, um die Menge der Hörer zu fassen; so sehr lockte er trotz seiner schlichten und einfältigen Predigtweise namentlich die Gebildeten an. Einen noch tieferen und nachhaltigeren Einfluß aber übte er durch seine täglichen Abendandachten aus, zu denen er allen heilsbegierigen Seelen seine Wohnung öffnete. In meisterhafter Weise legte er da einen Abschnitt der Heiligen Schrift aus oder gab einen Bericht aus der Heidenmission, um zum Schluß alles in einem freien Gebete zusammenzufassen. Männer und Frauen, Handwerker und Professoren, Geheimräte und Barone gehörten zu den ständigen Besuchern, und manche Beziehungen wurden dabei geknüpft, die fürs ganze spätere Leben vorhielten. Am meisten jedoch beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten. Unter anderem veröffentlichte er eine neue Bibelübersetzung. Nicht als ob er Luthers Übersetzung für unzureichend gehalten hätte; er redete vielmehr mit höchster Anerkennung und Bewunderung von ihr; aber weil sie von einem „Ketzer“ herrührte, so wurde sie vom katholischen Volke grundsätzlich nicht gelesen, und er wollte gerade seinen Glaubensgenossen die Quelle der Wahrheit zugänglich machen.

So hatte er in München vollauf zu tun, und wenn es auf ihn angekommen wäre, so wäre er wohl immer dageblieben. Aber die Zeiten änderten sich. Die französische Revolution war niedergeworfen, und im Gefolge der Reaktion, die nun eintrat, kehrten die Jesuiten nach Bayern zurück, wo sie in gewohnter Rücksichtslosigkeit mit allen, die nicht ihre Gesinnungsgenossen waren, aufzuräumen begannen. Um der drohenden Gefahr aus dem Wege zu gehen, bewarb sich Goßner bei der preußischen Regierung um die katholische Religionslehrerstelle am Gymnasium zu Düsseldorf, die ihm auch verliehen wurde. In seiner Hoffnung, hier vor den Nachstellungen der Jesuiten sicher zu sein, sah er sich jedoch getäuscht. Zwar konnten sie ihn nicht hindern, in Segen zu wirken und bei seinen Schülern und anderen Leuten, die seine Predigten und Erbauungsstunden besuchten, viel dankbare Liebe zu ernten; aber sie warfen ihm auf Schritt und Tritt Steine in den Weg, und die Regierung ließ ihn leider trotz seiner dringenden Vorstellungen ohne Schutz. Was Wunder, wenn er dieser unerquicklichen Lage überdrüssig wurde und mit Freuden einem Rufe in das Pfarramt der Malteserkirche zu St. Petersburg folgte.



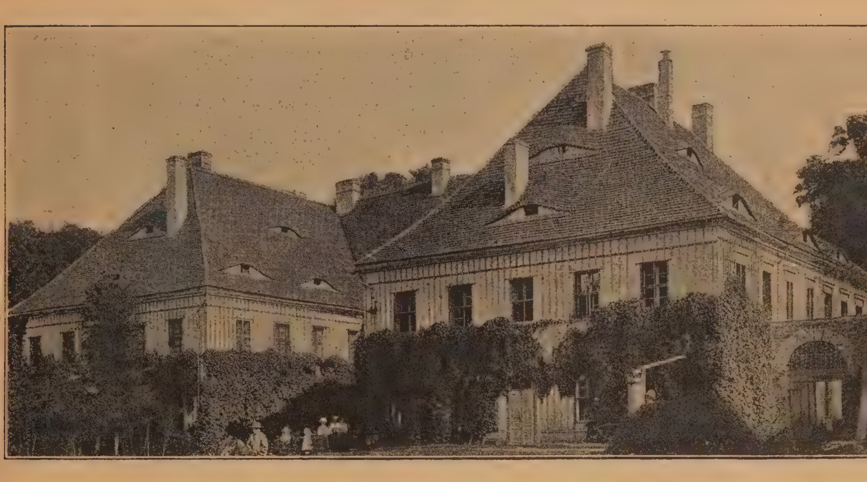
Goßner in St. Petersburg.

Der von romantischen Ideen erfüllte Zar Paul I. hatte die Reste des ehemals hochberühmten, aber längst in Verfall geratenen Malteserordens, die zweck- und tatenlos hier und da zerstreut wohnten, gesammelt und ihnen in seiner Hauptstadt ein neues Heim geschaffen, das er mit fürstlicher Freigebigkeit ausstattete. Zum Danke dafür wählten sie ihn zu ihrem Großmeister, der römisch-katholische Orden das Oberhaupt der griechisch-katholischen Kirche.

Ob wohl heutzutage so etwas möglich wäre? Pauls Nachfolger, Alexander I., dem Goßner seine Berufung verdankte, übte dieselbe Toleranz, verband aber damit noch eine innige Frömmigkeit. Er war der Mittelpunkt eines glänzenden Kreises von geistig bedeutenden und dabei entschieden gläubigen Personen, wie der Kultusminister Fürst Galitzin, Graf Lieven, Frau von Krüdener und Turgenieff, die sich über die konfessionellen Verschiedenheiten hinüber die Hand reichten und mit Vorliebe ihre Erbauung in der Malteserkirche suchten. Da war nun Goßner gerade der rechte Mann, um das heilige Feuer zu schüren. Durch seine Predigten entfachte er eine gewaltige religiöse Bewegung in der russischen Hauptstadt, und durch das gedruckte Wort trug er sie weit in die Provinzen hinein. Für die angeregteren Glieder seiner „Gemeinde", die sich aus allen Ständen und Konfessionen rekrutierte, hielt er selbstverständlich auch hier tägliche Bibelstunden. Welchen Anklang dieselben fanden, mag man aus der Tatsache ermessen, daß ihm, weil seine Wohnräume bald nicht mehr zulangten, von wohlhabenden Freunden ein großer Saal für einen jährlichen Preis von 6000 Rubel für diese Abendversammlungen gemietet wurde. Vier Jahre dauerte sein Petersburger Aufenthalt, an den er nie ohne Wehmut zurückdenken konnte. Mit hingebender Treue hatte er den schönen Paradiesesgarten, den sich der Herr im rauhen, nordischen Lande gepflanzt hatte, gepflegt und sich seines üppigen Wachstums gefreut; da fiel ein zerstörender Nachtfrost auf die blühende Frühlingspracht. In Rußland hängt mehr wie anderswo alles vom Willen des Herrschers ab, und Zar Alexander war auf seine alten Tage mißtrauisch geworden. Es waren in vielen Ländern Europas revolutionäre Ausschreitungen vorgekommen, und er fürchtete, daß auch sein Thron davon in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Böswillige Ratgeber hatten ihm den Argwohn beigebracht, daß die evangelische Bewegung die Grundlagen des Staates unterwühle, und darum entzog er ihr sein anfängliches Wohlwollen. Natürlich blieb diese Sinnesänderung nicht lange verborgen; aber man hoffte noch, es würde eine vorübergehende Wolke sein. Da trat im April 1821 die Katastrophe ein, und zwar war es Goßner, der ahnungslos den Anlaß dazu bot. Ein von ihm schon in München verfaßtes Buch: „Der Geist des Lebens und der Lehre Christi," das mit Genehmigung des Kultusministers nun auch in russischer Übersetzung erschien, lieferte angeblich den Beweis, daß er und sein Anhang umstürzlerischen Tendenzen huldigten. Fürst Galitzin wurde entlassen, und Goßner des Landes verwiesen.

Unstät zog er nun eine geraume Weile in Deutschland umher. Zuerst fand er bei einem alten Freunde, dem Großkaufmann van der Smissen in Altona, gastliche Aufnahme. Dann begab er sich

nach Leipzig, wo er fleißig studierte und eine Reihe von Büchern schrieb, unter denen am bekanntesten das „Schatzkästchen“ geworden ist, das noch heute in zahllosen Christenhäusern mit Segen gebraucht wird. Nach den vielen bitteren Erfahrungen, die er gemacht hatte, tat ihm die Stille des Studierzimmers wohl, und er vermied sorgfältig alles, was die öffentliche Aufmerksamkeit hätte auf ihn lenken können. Nur die alte, liebe Gewohnheit, täglich Hausandachten zu halten und dazu allen, die es wünschten, Zutritt zu gewähren, mochte er nicht aufgeben. Das aber sollte ihm verhängnisvoll werden. Er erhielt eines Tages eine Vorladung vor die Polizei, wo ihm eröffnet wurde, man hätte in



Schloß Jänkendorf.

Erfahrung gebracht, daß er allabendlich hinter verschlossenen Türen Versammlungen abhielte; was da getrieben würde? Und als er versicherte, daß er weiter nichts täte, als das Wort Gottes auslegen, bedeutete man ihm, das wäre seines Amtes nicht; dazu wären die Pastoren da. Das Schlußurteil lautete, daß er binnen drei Tagen Leipzig zu verlassen hätte.

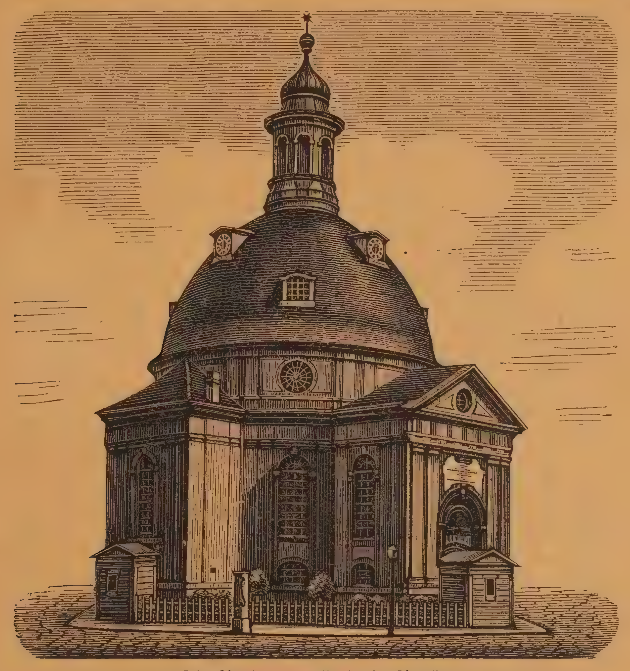
Goßner war hierüber sehr niedergeschlagen. Aber der himmlische Vater hatte schon für Trost gesorgt. Als er von der Polizei heimkam, fand er einen Brief vor, worin Graf Reuß ihn herzlich zu einem Besuche auf seinem Schlosse Jänkendorf in der Lausitz einlud; das Reisegeld war gleich beigefügt. Natürlich machte er sich ohne Besinnen auf, zumal da er wußte, daß er in der Umgebung von Jänkendorf noch mehr geistesverwandte, ihm von

früher her schon bekannte, liebe Menschen antreffen würde; allen voran die edle Gräfin Reden in Buchwald, mit der ihn eine lebenslänglich ungetrübte Freundschaft verband; ferner Prinz Wilhelm von Preußen in Fischbach mit seiner Gemahlin Marianne; ferner Graf Dohna in Hermsdorf, Graf Stolberg in Jannowitz, Hofrat von Heynitz in Königshain, und wie sie alle heißen. Selten sind auf einem so kleinen Fleckchen Erde so viele den höchsten Ständen angehörende, wahre Jünger des Herrn vereinigt gewesen wie damals am Fuße des Riesengebirges. Und sie alle wetteiferten förmlich, den Verbannten als Gast in ihren Mauern zu beherbergen und ihm ihre Liebe und Verehrung zu bezeugen. Er wiederum diente ihnen mit der Gabe, die ihm verliehen war, indem er ihnen die Schrift öffnete; wo er gerade weilte, sammelten sich Abend für Abend die benachbarten Gutsherrschaften, um an seinen Andachten teilzunehmen, und mancher Brief legt Zeugnis ab, wie tiefe Eindrücke sie davon empfangen haben. Auch verging fast kein Sonntag, an dem er nicht die eine oder die andere Dorfkanzel bestiegen hätte, um vor einer zahlreichen Zuhörerschaft zu predigen.

Trotzdem genügte ihm auf die Dauer diese Tätigkeit nicht. Er sehnte sich danach, wieder eine eigene Gemeinde und ein geordnetes Pfarramt zu haben, und zwar in der evangelischen Kirche, zu der er in Jänkendorf in aller Stille übergetreten war, nachdem er ihr innerlich schon längst angehört hatte. Um diese Angelegenheit zu betreiben, ging er nach Berlin. Aber die Schwierigkeiten, die er dort zu überwinden hatte, waren viel größer, als er es sich vorgestellt hatte. Seine Bitte um Übernahme in den evangelischen Predigerstand wurde ihm vom Konsistorium rundweg abgeschlagen. Ohne die freundschaftliche Vermittlung des Barons von Kottwitz wäre es ihm überhaupt nicht einmal gelungen, die Erlaubnis auszuwirken, daß er, der fünfundfünfzigjährige, im Dienste des Herrn so vielseitig erprobte Mann, als einfacher Kandidat zur theologischen Prüfung zugelassen wurde. Als er sie, wie kaum anders zu erwarten war, rühmlichst bestanden hatte, wartete seiner eine neue Enttäuschung. Es herrschte nämlich damals leider auch bei unseren Glaubensgenossen eine solche Engherzigkeit, daß keine Gemeinde einen ehemaligen Katholiken zum Pfarrer wählen wollte. Selbst die Amtsbrüder ließen ihn ihr Mißtrauen in der peinlichsten Weise fühlen. Nur der alte Pastor Koblank von der Luisenstadtkirche engagierte ihn vorübergehend zu seinem Hilfsprediger, und er war von der ersten Predigt, die Goßner dort hielt, so ergriffen, daß er am Schlusse des Gottesdienstes vor den Altar trat und seiner Gemeinde erklärte, er habe sich bemüht, einen tüchtigen Mann als Stellvertreter zu gewinnen, aber nun habe ihm Gott einen Engel gesandt. Als jedoch Koblank bald darauf pensioniert wurde, lag Goßner wieder auf der Straße, und wer weiß, wie lange

er noch auf eine Anstellung hätte warten müssen, wenn sich nicht der König selbst ins Mittel gelegt und ihm i. J. 1829 die königliche Patronatsstelle an der Bethlehemskirche verliehen hätte.

Seine neue Gemeinde bestand zum großen Teil aus Abkömmlingen der böhmischen Brüder, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verlassen und sich unter Friedrich Wilhelm I. in Berlin angesiedelt hatten. Es war also ein guter Kern in ihr,



Die Bethlehemskirche in Berlin.

und treue Pastoren hatten sich bemüht, ihr das Erbe der Väter ungeschmälert zu erhalten. Namentlich der letzte Vorgänger Goßners, Jänicke, hatte in der trüben Zeit des Rationalismus unerschrocken schlicht und einfach das lautere Evangelium verkündigt und dadurch die Bethlehemskirche zu einem Sammelpunkte für viele gläubige Seelen aus ganz Berlin gemacht. Goßner trat in dieser Beziehung ganz in seine Fußstapfen, nur daß er noch mehr aus der Tiefe schöpfte, und seine Beredsamkeit noch zündender war. Er war bald der beliebteste Prediger der Hauptstadt, und es gab fast kein Kind, das nicht den „Vater Goßner" gekannt hätte.

Schon zwei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes war meistens seine Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, und obwohl er zwei Stunden lang zu predigen pflegte, stellte sich doch bei den Zuhörern keine Ermüdung ein.

Indessen an berühmten Predigern hat Berlin zu allen Zeiten keinen Mangel gehabt. Was Goßnern seine einzigartige Bedeutung verleiht, ist das, was er neben seinem Pfarramt auf dem Gebiete der Inneren und Äußeren Mission gewirkt hat. Für die erstere war bis dahin in Berlin so gut wie nichts geschehen, obwohl die leiblichen und geistlichen Notstände hier so groß waren wie in irgend einer andern Großstadt. Da ging nun Goßner frisch ans Werk, nicht nach einem vorbedachten Plane, sondern je nachdem das Bedürfnis an ihn herantrat. Schon als er noch Hilfsprediger war, fiel ihm die traurige Verwahrlosung vieler Arbeiterkinder aufs Herz, die, bis sie das schulpflichtige Alter erreichten, ohne jede Aufsicht heranwuchsen und sittlich verwilderten. Für sie gründete er Kleinkinder-Bewahranstalten, und für die größeren richtete er Sonntagsschulen ein, deren Verwaltung er zwar besonderen Komitees übertragen mußte, an deren Leitung er sich aber, so weit seine Kraft reichte, persönlich eifrig beteiligte. Da waren ferner große Massen, die von der sonntäglichen Predigt nicht erreicht wurden, sei es nun, daß sie keine Zeit dazu hatten, sei es, daß sie der Kirche entfremdet waren. Ihren Seelen suchte er nahe zu kommen durch die Verbreitung von christlichen Traktaten und populären Schriften erbaulichen Inhalts. Das meiste davon verfaßte er selbst; verstand es doch niemand so wie er, in schlichten, herzandringenden Worten die ewigen Wahrheiten zu behandeln. In eine andere wichtige Arbeit wurde er durch seine seelsorgerischen Erfahrungen gedrängt. Er lernte die himmelschreiende Not der armen Kranken kennen, die nirgends so elend und verlassen sind als in dem lauten Getriebe der Großstadt. Da tat oft nicht bloß geistlicher Zuspruch, sondern auch leibliche Hilfe dringend not, und um sie leisten zu können, organisierte er einen Männer- und einen Frauen-Krankenverein, die sich planmäßig in die Pflege der Kranken teilten. Bald aber erwies sich die häusliche Pflege als unzureichend. Darum schritt er voll hohen Gottvertrauens zum Ankauf eines Grundstücks in der Potsdamer Straße für den Preis von 22000 Talern und errichtete darauf das Elisabeth-Krankenhaus, das erste in Berlin, das sich unter seiner treuen Fürsorge vortrefflich entwickelte und schon nach wenigen Jahren für 75 Kranke Raum bot. Auf allen diesen Gebieten hat Goßner Großes geleistet; aber unser Hauptinteresse ist hier seiner Tätigkeit für die Heidenmission zugewandt.

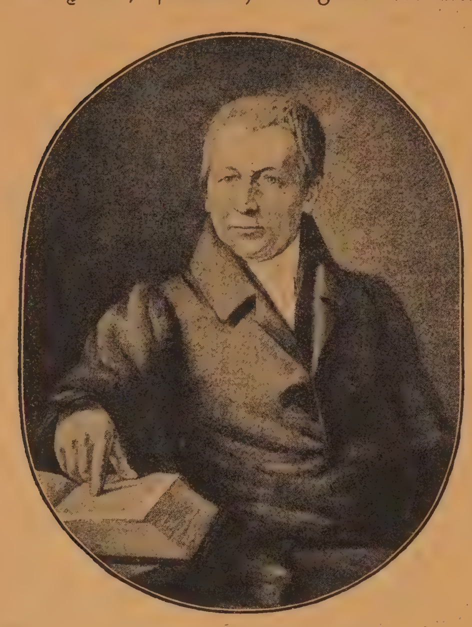


Goßner als Missionsmann.

Es ist eine schon oft beklagte Tatsache, daß die evangelische Christenheit erst verhältnismäßig spät an die Bekehrung der Heiden gedacht hat; und nirgends ist der Missionssinn später erwacht als im Nordosten unseres Vaterlandes. In Berlin war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Jänicke der Erste und Einzige, der seine Stimme wacker in diesem Sinne erhob. Er ging schon zu Taten über, indem er eine Missionsschule gründete, aus der eine ganze Schar tüchtiger Missionare hervorgegangen ist; er sandte sie aber nicht selbst aus, sondern überließ sie, wenn sie genügend ausgebildet waren, anderen Missionsgesellschaften, besonders englischen. Mit auf seine Anregung ist es auch zurückzuführen, daß im Jahre 1824 zu Berlin 15 Männer zusammentraten, um eine „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ zu stiften, die noch heute besteht und unter dem Namen „Erste Berliner Missionsgesellschaft“ bekannt ist.

Vorerst aber war sie noch ein kleiner, schwacher Verein, der dringend der Verstärkung bedurfte, und daher ist es kein Wunder, daß man den Nachfolger Jänickes als Mitglied zu gewinnen suchte. War ja doch Goßner den Missionsfreunden längst kein Fremder mehr. Seit sein Herz durch die deutsche Christentumsgesellschaft für diese wichtige Reichsgottessache erwärmt war, hatte er überall, wo er hinkam, dafür geredet und geschrieben, geworben und gesammelt. So trat er denn gern dem Verein bei, und es dauerte nicht lange, so war er die eigentliche Seele desselben. Nicht daß er sich gerade viel um den äußeren Betrieb gekümmert oder großen Einfluß darauf gewonnen hätte; aber er bemühte sich, in den Zöglingen das Feuer der Liebe zur Heidenwelt anzufachen, und besonders stellte er seine glänzende Predigtgabe in den Dienst der Sache. So hielt er z. B. im Jahre 1833 eine Festpredigt, worin er die Fragen behandelte: 1. Was ist die evangelische Mission? 2. Ist sie nötig? 3. Was hat sie bisher erreicht? 4. Ist noch etwas zu tun übrig?, — also ganz einfache Fragen; aber er sprach darüber in so packender Weise, daß diese Predigt ein gewaltiges Aufsehen in Berlin machte. Es galt vor allem erst einmal, die

Missionsgedanken in weitere Volkskreise hineinzutragen. Zu dem gleichen Zweck gab er eine Zeitschrift heraus, „Die Biene auf dem Missionsfelde"; der Titel sollte anzeigen, daß diese Zeitschrift gleich einer Biene den Honig aus den Blumen im Weinberge des Herrn, sonderlich im Felde der Missionen, sammeln und hinbringen sollte zu den Leuten, die die Süßigkeit der Gnade und Wahrheit noch nicht oder nur sparsam geschmeckt hätten. In welchem Maße ihr das gelungen ist, beweisen am besten die reichen Gaben dankbarer Liebe, welche „Die Biene" von ihrem Fluge in die Missionskasse heimbrachte.



Goßner in der Berliner Zeit.

Um so überraschender war es, daß Goßner im Jahre 1836 seinen Austritt aus der Missionsgesellschaft erklärte. Es ist sehr lehrreich, den Gründen nachzuforschen, die ihn zu diesem Schritte bewogen.

Die Berliner Missionsgesellschaft huldigte dem Grundsatze, nur Jünglinge von tüchtiger wissenschaftlicher Vorbildung als Missionare auszusenden. Goßner dagegen hielt solches nicht für unbedingt nötig; jeder einfältige Christ, wenn er nur reich sei an Glaube, Liebe und Hoffnung und Herz und Mund auf dem rechten Flecke hätte, sei geschickt, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Die Gesellschaft hielt es ferner für ihre Pflicht, den Missionaren ein festes Gehalt auszuzahlen, damit sie ohne Sorgen ihrem Berufe obliegen könnten. Goßner meinte, es wäre genug, sie auszusenden, und dann müßten sie selbst für ihr weiteres Fortkommen sorgen; er berief sich auf das Beispiel des Apostels Paulus, der sich unbeschadet seiner intensiven Missionsarbeit durch Teppichweben sein tägliches Brot verdient habe. Noch ein Drittes kam dazu. Die Gesellschaft ging gerade damals mit dem Bau eines eigenen Missionshauses um, worin die Missions-

schule und die Verwaltung untergebracht werden sollten. Damit war Goßner ganz und gar nicht einverstanden; es sei unrecht, durch einen teuren Hausbau in Berlin die Mittel für die Heidenbekehrung selbst zu verkürzen. Überdem sei ein ausgedehnter Verwaltungsapparat mit Büreaus, Sekretären u. dgl. vom Übel; je weniger die Mission in feste Formen und Ordnungen eingezwängt sei, desto erfolgreicher könne sie wirken.

Bei so tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten konnte freilich ein Bruch nicht ausbleiben. Jedoch trennte man sich ganz friedlich, und Goßner zog sich zurück in der Meinung, daß sein fernerer Dienst bei diesem Werke nicht mehr vonnöten sei. Aber der Herr hatte es anders beschlossen.

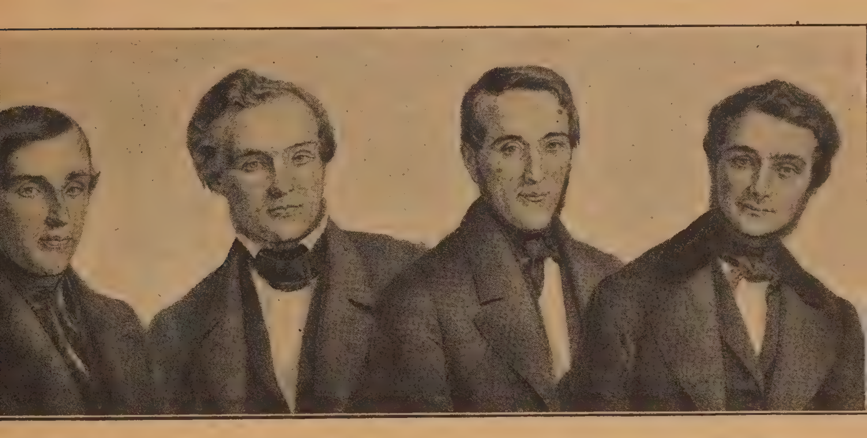
Bevor noch das Jahr um war, meldeten sich bei ihm sechs junge Leute, die ihm mitteilten, daß sie von dem glühenden Wunsche beseelt seien, den Heiden das Evangelium zu bringen; sie wüßten jedoch nicht, ob sie auch tüchtig dazu sein würden, und wie sie es anstellen sollten; deshalb bäten sie ihn um seinen Rat. Er prüfte sie und fand zu seiner unaussprechlichen Freude, daß sie ganz so waren, wie er's sich immer gewünscht hatte; auch das gefiel ihm, daß sie einfache Handwerker waren, nämlich drei Schneider, zwei Schuhmachergesellen und ein Hausknecht. Er verabredete deshalb mit ihnen, daß sie wöchentlich zwei- bis dreimal des Nachmittags in seine Wohnung kommen sollten, um den nötigsten Unterricht zu empfangen: und da sie sonst brave und fleißige Arbeiter waren, wurden ihnen von ihren Meistern diese Freistunden gern bewilligt. Sechs weitere Jünglinge gesellten sich bald dazu, und so kam die Goßnersche Missionsschule bald in Gang, wenn anders man einer so einfachen Einrichtung diesen Namen beilegen darf. Hinsichtlich der späteren Verwendung seiner Zöglinge hatte Goßner zunächst noch gar keinen bestimmten Plan, sondern er streute nur seine Saat auf Hoffnung aus; und die Hoffnung ließ ihn nicht zuschanden werden.

Australien war um jene Zeit noch ein sehr ödes, unwirtliches Land. Die eingeborene Bevölkerung, die Papua, stand auf einer so niedrigen Kulturstufe, daß man sie fast den wilden Tieren gleich achtete; und die eingewanderten Europäer waren nicht viel besser. England benutzte nämlich Australien als Verbrecherkolonie und schob die Hefe seiner Bevölkerung dorthin ab. Um des guten Scheines willen gab man ihnen zwar Prediger mit, aber das waren auch solche, die in der Heimat irgendwie Schiffbruch gelitten hatten, und denen die Freiheit da draußen erst recht nicht dienlich war. Statt sich um ihre Gemeinden zu kümmern, beschäftigten sie sich lieber mit Ackerbau und Viehzucht oder lagen dem Jagdvergnügen ob. Sich der armen Papua seelsorgerlich anzunehmen, kam ihnen vollends gar nicht in den Sinn. Glücklicherweise ist aber keine

Regel ohne Ausnahme. Einem schottischen Geistlichen namens John Dumore Lang, der aus freien Stücken in die ferne Ansiedlung gezogen war, ging der Jammer der Eingeborenen zu Herzen, und er erkannte, daß es Christenpflicht sei, gerade weil sie so elend waren, sie zum Heiland zu führen. Da diese Aufgabe seine eigenen Kräfte überstieg, reiste er in seine Heimat, um dort Hilfskräfte zu werben, fand aber leider wenig Entgegenkommen und war schon im Begriff, unverrichteter Dinge nach Australien zurückzukehren, als er im letzten Augenblicke von Goßners Missionsschule hörte. Er eilte nach Berlin und gewann alsbald Goßners volles Vertrauen. „Lang ist ein echter, biederer Schotte,“ lautete das Urteil, „der es mit der Sache des Herrn redlich meint, und dem nichts so sehr am Herzen liegt als die Ausbreitung des Reiches Gottes.“ Goßner trug deshalb kein Bedenken, ihm seine Zöglinge zu überlassen, und so fand am 9. Juli 1837 die Einsegnung der ersten 12 Goßnerschen Missionare in der Bethlehemskirche statt. Die Ausrüstung und Überfahrt nach England kostete 1200 Taler. Die Hälfte davon kam durch Geschenke zusammen; die andere Hälfte steuerte Goßner aus seinem Pfarrgehalte bei, wie er denn überhaupt außer seiner persönlichen Arbeitskraft erstaunlich große Summen für die Mission geopfert hat. Daß die Sendboten nach langer, beschwerlicher Reise ihr Ziel glücklich erreichten und an der Moreton-Bucht unweit Brisbane die Station Zionshügel gründeten, sei hier nur beiläufig erwähnt. Die Lücke, die durch die Aussendung dieser Erstlinge entstanden war, schloß sich schnell wieder, und auf einen neuen Wink des Herrn brauchte Goßner auch nicht lange zu warten. Der reiche, zur Sekte der Baptisten gehörige Engländer Start hatte, von brünstiger Heilands- und Nächstenliebe getrieben, den Plan gefaßt, unter den Hindu der Provinz Bengalen in Ostindien auf eigene Kosten eine Mission ins Leben zu rufen. Da Goßners Grundsätze ihm sehr zusagten, wandte er sich an ihn mit der Bitte um Missionare, indem er dabei bemerkte, er lege keinen großen Wert auf wissenschaftliche Bildung, sondern Hauptbedingung sei es ihm, daß die jungen Leute den Bösewicht überwunden hätten. 1. Joh. 2, 13. 14. Auf Goßners Aufforderung kam er selbst nach Berlin, und da schlossen beide Männer einen innigen Freundschaftsbund. Goßner äußerte scherzend, es käme ihm vor, als ob sie beide aus einem Ei geschlüpft wären; so völlig stimmten sie in allen ihren Ansichten überein. Als Start dann nach vier Wochen wieder abreiste, nahm er sich zuerst zwölf Zöglinge mit, die ihm bei der Prüfung am besten gefallen hatten, und holte sich später noch mehr nach, mit denen er in und bei der Stadt Ghazipur erfolgreich an der Bekehrung der Hindu arbeitete.

Bis dahin hatte Goßner die Früchte seines Fleißes anderen

zugute kommen lassen. Nun aber steckte er den Kreis seiner Aufgaben weiter und begann auf eigene Faust Mission zu treiben; und zwar faßte er zunächst Nordamerika ins Auge. Dorthin waren schon damals viele von unseren deutschen Landsleuten ausgewandert und hatten sich meist in einsamer Gegend als Ackerbauer niedergelassen. Wirtschaftlich waren sie gut vorwärts gekommen, aber in geistlicher Beziehung litten sie große Not. Es kam garnicht selten vor, daß sechzigjährige Leute weder getauft noch konfirmiert waren, weil weit und breit kein Pastor vorhanden war. „Ist das nicht auch ein Missionsfeld?“ schrieb Goßner;



. Th. Janke. Emil Schatz. Aug. Brandt. Fr. Batsch.
Die vier ersten Goßnerschen Missionare in der Kolsmission.

„können wir da noch lange fragen, wo wir unsere Missionare anbringen sollen? Stehen uns nicht unsere Volksgenossen am nächsten?“ Den Worten ließ er die Tat folgen und schickte nach und nach gegen 40 Missionare hinüber.

Ein weiteres Unternehmen galt der herrlichen Insel Neuseeland im Stillen Ozean mit ihren ziemlich zahlreichen, stattlichen Einwohnern, den Maori. Durch eine sonderbare Verkettung von Umständen kamen aber die ausgesandten 5 Brüder nicht auf dies Arbeitsfeld, sondern noch weiter östlich auf die weltentlegenen Chatam-Inseln, wo sie unter großen Entbehrungen das Evangelium verkündigten und eine Gemeinde gründeten.

Afrika hatte es Goßnern gleichfalls angetan. Auf der Goldküste, wo der englische Gouverneur in dem ehemaligen Fort Tantum ein stattliches Quartier hergerichtet hatte, versuchten seine Boten festen Fuß zu fassen, wurden aber schließlich durch das mörderische

Klima aus dem Felde geschlagen. Ähnlich erging es einer Expedition in die Provinz Gondwana im westlichen Vorderindien. Doch würde es zu weit führen, wenn ich hier alle Missionsunternehmungen Goßners aufführen wollte. Nur einer Aussendung sei noch ausführlicher gedacht, weil sie von der folgenschwersten Bedeutung geworden ist.

Ein deutscher Gelehrter hatte den Plan gehabt, Hinterindien zu erforschen, und seine junge Gattin hatte ihn begleitet. Auf einer Insel in der Nähe des Tenasserimflusses hatten sie sich ein Grundstück gekauft und darauf ein hübsches Haus erbaut. Aber bald darauf war der Mann auf einer Untersuchungsreise von dem vergifteten Pfeile eines Eingeborenen getötet worden. Die Witwe kehrte nun nach Europa zurück und bot Goßnern ihr Besitztum, das nach ihrer Schilderung einen vortrefflichen Stützpunkt für eine Mission unter den Karenen abgeben würde, zu einem billigen Preise an. Goßner war auch nicht abgeneigt, darauf einzugehen, und sandte 4 Missionare nach Kalkutta, um erst einmal an Ort und Stelle nähere Erkundigungen einzuziehen. Diese fielen aber so ungünstig aus, daß die Sache sich zerschlug. Während nun die Missionare längere Zeit untätig in Kalkutta verweilten und auf einen Fingerzeig des Herrn warteten, wohin sie sich zu wenden hätten, wurde ihr Blick eines Tages von Leuten gefesselt, die die Straßen kehrten und die Kanäle reinigten, die niedrigste Beschäftigung, die es in den Augen eines Hindu geben kann. Das Mitleid mit der allgemeinen Verachtung, die auf diesen Leuten lastete, bewog die Missionare, sich an sie heranzumachen, und sie bekamen den Eindruck, daß ihre Seele für das Evangelium empfänglich sei. Im Gespräche erfuhren sie weiter, daß jene nicht in Kalkutta heimisch waren, sondern zum Volke der Kols gehörten, das seine Wohnsitze tief im Innern Vorderindiens hat. Da war es ihnen, als ob sie den Ruf jenes Mazedoniers vernähmen: „Kommt herüber und helft uns!“ und ohne Zögern machten sie sich auf den Weg nach Tschota Nagpur, dem Lande der Kols, einem Lande, das fast so groß ist wie England, sehr fruchtbaren Boden hat und, da es auf einem Hochplateau liegt, sich eines milden Klimas erfreut. Da die Kols von Natur gutmütig und fleißig sind, so sollte man meinen, sie müßten recht glücklich und wohlhabend gewesen sein. Aber leider war das Gegenteil der Fall. Sie lebten in drückender Armut und trauriger wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Hindu, die später ins Land eingewandert waren und sich durch List und Gewalt zu den eigentlichen Herren desselben gemacht hatten, so daß die Kols fast wie Sklaven auf ihrer väterlichen Scholle arbeiten mußten. Noch schlimmer war die geistliche Knechtschaft, in die sie infolge ihres Aberglaubens geraten waren. Sie wähnten sich überall von bösen

Geistern umgeben, deren Rachgier sie zwar durch Opfer zu versöhnen, und deren Tücke sie durch Amulette abzuwenden suchten, die sie aber in beständiger Furcht erhielten. Bedenkt man dazu noch, daß sie sehr charakterschwach und deshalb der Trunksucht und andern Lastern ergeben waren, so ist es wohl erklärlich, daß sie höchst elend sein mußten. Aber eins hatten sie vor den meisten Heiden voraus: Sie fühlten ihr Elend, und sie gestanden ehrlich ein, daß sie „finster“ und wie „dumme, verirrte Schafe“ waren:



Elisabethkrankenhaus in Berlin.

und daraus schöpften die Missionare die Hoffnung, daß sie die Gnade des Heilandes annehmen würden. Sie gingen deshalb frisch ans Werk; in der Hauptstadt Rantschi gründeten sie eine erste Station und fingen an zu predigen und zu unterrichten.

So weit war die Sache gediehen, als sich Goßner im Jahre 1847 emeritieren ließ. Dem vierundsiebzigjährigen Greise war es nicht zu verdenken, daß ihm die Bürde des Pfarramts neben allen anderen Arbeiten, die auf ihm lasteten, zu schwer wurde. Um so ungestörter konnte er sich nun der Pflege seiner Lieblingskinder, der Inneren und der Äußeren Mission widmen. Er bezog ein freundliches Gartenhaus in der Potsdamer Straße, das ihm einer von seinen vielen Verehrern zum Geschenke gemacht hatte. Von da konnte er täglich sein nur durch die Straße von ihm

getrenntes Elisabeth-Krankenhaus besuchen, an dessen Insassen er die treueste Seelsorge übte, und das sich zu seiner Freude immer großartiger entwickelte. Die Kleinkinder-Bewahranstalten verlor er gleichfalls nicht aus dem Auge, und für die Verbreitung von Bibeln und Traktaten war er nach wie vor tätig. Aber den Hauptteil seiner Kraft verwandte er doch auf die Heiden-Mission.



O. G. Heldring, Goßners Freund und Mitarbeiter.

Er fühlte sich noch rüstig genug, um in Gemeinschaft mit dem holländischen Pastor Heldring ein neues, großangelegtes Missionsunternehmen in Niederländisch-Indien ins Leben zu rufen. Die Christianisierung dieses weiten Gebietes war bis dahin sträflich vernachlässigt, und infolge dessen war der Islam mächtig vorgedrungen, so daß es höchste Zeit war, ihm einen Damm entgegenzusetzen. 25 von seinen Zöglingen stellte Goßner dort an die

Arbeit. Andere entsandte er nach Kapstadt und nach den Tubai-Inseln im Stillen Ozean. Auch die alten Stationen in Bengalen erforderten neue Nachschübe. Aber vor allem lag ihm die Kols-mission am Herzen. Die hatte sich zuerst wider Erwarten langsam entwickelt. Fünf Jahre lang hatten sich die Missionare abgemüht, ohne auch nur eine einzige Seele für das Reich Christi zu gewinnen, so daß sie schon den Mut sinken ließen und Goßnern baten, er möchte sie doch anderswohin senden. Aber er antwortete ihnen: „Ob sich die Kols bekehren oder nicht, sei euch gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen zum Segen, so mögen sie es zum Gericht annehmen. Ihr aber betet und arbeitet fort; wir hier wollen auch beten." Unmittelbar darauf meldeten sich die vier ersten Bewerber zum Taufunterricht; und nun war das Eis gebrochen. Ende 1856 gab es bereits 700 Getaufte, und mehrere neue Stationen waren rings um Rantschi angelegt worden. Da brach jener furchtbare Sepoy-Aufstand aus, der Indien mit einem Meer von Blut und Tränen überschwemmte. Die Empörung der Eingeborenen, die sich ursprünglich nur gegen die britische Herrschaft gerichtet hatte, übertrug sich schnell auf alles, was mit den verhaßten Ausländern irgendwie zusammenhing, und so hatten die jungen Christengemeinden schwer zu leiden. Aber weit entfernt, daß die christlichen Kols in dieser Anfechtung abgefallen wären, gingen sie geläutert und gestärkt daraus hervor. Es zeigte sich nun, wie gründlich die Missionare gearbeitet hatten. Gerade weil sie so lange mit der Taufe gezögert hatten, saß der Glaube dafür um so fester in den Herzen ihrer Bekehrten. Charakteristisch ist die Antwort, die einer von ihnen seinem heidnischen Bedränger, der ihn zum Abfall zwingen wollte, gab: „Gott und der Herr Jesus sind so groß, und du bist so klein; und du willst mich zwingen, den Herrn zu verlassen? Wie dumm bist du! Das wird nicht geschehen. Sterbe ich, so sterbe ich; den Herrn verlasse ich nicht."

Die Nachricht von dieser glänzenden Bewährung der Kolschristen war die letzte Freude, die Vater Goßner auf Erden hatte. In der Passionszeit des Jahres 1858 ging er nach langem, schweren, mit christlicher Geduld getragenen Leiden aus einem vielbewegten Leben voll Kampf und Arbeit, aber auch voll Segen heim, in die ewige Ruhe, tief betrauert von Unzähligen, denen er durch Wort und Vorbild den Weg des Heils gezeigt hatte. Er war wahrlich ein Großer im Reiche Gottes. Obwohl er in der Welt nur eine bescheidene Stellung einnahm, besaß er doch einen Einfluß, der von den niederen Hütten der Armen bis hinauf zu den Palästen der Fürsten reichte. Er beherrschte mit seinem Geiste nicht minder die tiefsten Probleme der theologischen Wissenschaft, wie er den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens gerecht zu werden

verstand. Er trug auf seinem Herzen ebenso die Nöte seiner nächsten Umgebung wie der fernen Heiden. Unwillkürlich fragte man sich, wie er bis ins hohe Alter hinein eine so vielseitige Tätigkeit als Prediger, Seelsorger, Schriftsteller und als Mann der Inneren und Äußeren Mission ausüben und dabei in jeder Hinsicht so Hervorragendes leisten konnte. War's seine glückliche Naturanlage, verklärt und geläutert durch das Feuer des heiligen Geistes, oder war's sein tiefes Schriftverständnis verbunden mit einer reichen Lebenserfahrung, oder war's sein frischer Wagemut im Dienste



Goßner auf dem Totenbett.

der barmherzigen Nächstenliebe, was ihn dazu befähigte? Gewiß hat dies alles mitgewirkt. Aber die Wurzeln seiner Kraft lagen doch anderswo, nämlich im Gebet. Selten hat jemand so beten können, und selten hat jemand diese heilige Kunst so fleißig geübt wie er. „Er hat zurecht gebetet, heißt es mit Recht in seiner Leichenpredigt, die Mauern des Krankenhauses; er hat zurecht gebetet die Herzen der Schwestern im Krankenhause; er hat zurecht gebetet die Herzen der Reichen, daß sie ihre Hand aufgetan haben weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus; er hat zurecht gebetet die Missionsstationen in Indien und hier und da auf Erden, und hat durch sein Gebet gehalten und getragen in den Versuchungen und Gefahren die Herzen der Missionare, und

hat durch sein Gebet das Werk begossen und begleitet weit in alle Welt hinein."

Was seither aus Goßners Mission geworden ist, wie sie durch manche schwere Erschütterungen von Sieg zu Sieg fortgeschritten ist, so daß sie gegenwärtig 80349 Getaufte und 12059 Taufbewerber zählt, brauche ich den Lesern dieser Blätter nicht erst zu schildern. Es erübrigen aber noch ein paar Bemerkungen über die Frage, wie sich die Grundsätze Goßners, die ihn zur Trennung von der Berliner Missionsgesellschaft bewogen, in der Praxis bewährt haben.

Seine Lieblingsidee war gewesen, schlichte, ungelehrte Männer, vorausgesetzt, daß sie nur einen lebendigen Glauben hätten, zu den Heiden auszusenden. Wie mag es ihn da überrascht und befremdet haben, daß seine eigenen Missionare, als sie sich eben im Kolslande niedergelassen hatten und dringend um Verstärkung baten, den ausdrücklichen Wunsch hinzufügten: „Aber wen Sie auch senden mögen, Indien erfordert Leute, die Bildung haben. Wahre, herzliche Frömmigkeit, guter Verstand, schlichter Sinn, frischer Mut, Heiterkeit des Geistes und so viel Gelehrsamkeit, als zu haben ist: das sind die Grundzüge eines indischen Missionars." Die Erfahrung lehrte sie eben, daß bei einem Volke, das eine gewisse Kulturstufe erreicht hat, die Verkündiger des Evangeliums nur dann erfolgreich wirken können, wenn sie die goldenen Früchte der göttlichen Wahrheit in der silbernen Schale menschlicher Wissenschaft darbieten. Ist es denn nicht in unseren heimatlichen Verhältnissen ganz ebenso? Bei Leuten von einem niederen Bildungsgrade wie bei den Naturvölkern mag ein einfaches, von Herzen kommendes Zeugnis genügen. Aber unsere Gemeinden würden doch kein Vertrauen zu ihren Predigern haben, wenn sie nicht die Gewißheit hätten, daß dieselben ihre christliche Weltanschauung gegen alle Zweifel und Angriffe auch wissenschaftlich zu begründen und zu verteidigen imstande sind. Goßner selbst zwar ließ sich nie ganz von seiner vorgefaßten Meinung abbringen, obschon er in späteren Jahren in zunehmendem Maße auch wissenschaftlich gebildete Theologen, insgesamt 15, aussandte. Aber seine Nachfolger haben, zumal da sie ihre Arbeit auf Indien konzentrierten, der obigen Erwägung Rechnung getragen, und heutzutage erhalten die Goßnerschen Missionare dieselbe gründliche Vorbildung wie die aller übrigen Missions-Gesellschaften.

Das zog aber den Bau eines eigenen Missionshauses nach sich, gegen den Goßner sich so heftig gesträubt hatte. War die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Vorbildung der Missionare einmal anerkannt, so ging es nicht mehr an, daß die Zöglinge hier und da in der großen Stadt zerstreut wohnten, und den Tag über in ihrem Handwerk arbeiteten, um nur hin und wieder ein

paar Stunden zum Unterricht zusammenzukommen, sondern man mußte sie auf Jahre hinaus den ganzen Tag zu planmäßigem Studieren sammeln. Es wurde darum in der Potsdamer Straße neben dem Elisabeth-Krankenhause ein Heim für sie geschaffen, das neuerdings in erweiterter und verschönerter Gestalt in den Vorort Friedenau hinaus verlegt ist.

Auch der andere Grundsatz, daß die Missionare sich selbst ihren Lebensunterhalt verdienen sollten, hat sich nicht aufrecht erhalten lassen. Gerade darüber wäre es beinahe zu einem bedenklichen Zwiespalt gekommen. Die meisten Missionare empfanden



Das neue Missionshaus.

es auf die Dauer als ein bitteres Unrecht, daß sie sich bei ihrer anstrengenden geistlichen Tätigkeit noch mit Sorgen der Nahrung beschwert sehen sollten, und weigerten sich, ohne Entgelt ihren Dienst weiter zu verrichten. Und im Grunde hatten sie recht. Denn der Missionar ist ebenso gut seines Lohnes wert wie jeder andere Arbeiter. Vollends wenn sein Amt so hohe Anforderungen an ihn stellt, wie es in der Kolsmission der Fall ist, kann man ihm kaum zumuten, daß er sich nebenher noch durch freie Tätigkeit etwas Nennenswertes verdiene. Was ein Paulus durchgesetzt hat, ist darum noch nicht für einen gewöhnlichen Sterblichen ausführbar. Es entspricht daher nur der Billigkeit, daß die Goßnerschen Missionare jetzt ebenfalls eine einigermaßen auskömmliche Besoldung empfangen.

Daß unter diesen Umständen auch der von Goßner verabscheute Verwaltungsapparat nicht länger umgangen werden konnte, liegt auf der Hand. Goßner wollte sich ursprünglich ohne Beamte, ohne Verein, ohne Komitee und ohne Statuten behelfen, um desto freiere Hand beim Missionsbetriebe zu haben. Er pflegte scherzend zu sagen: „Ich bin Inspektor, Hausvater, Sekretär, Packesel alles in einer Person.“ Und das alles versah er neben seinen vielen anderen beruflichen und außerberuflichen Obliegenheiten. Aber Leute von seiner Begabung und Arbeitskraft sind eben äußerst selten. Und selbst ihm wäre es schwerlich möglich gewesen, nachdem das Missionshaus gebaut, und der Schulunterricht bedeutend erweitert und das Rechnungswesen viel komplizierter geworden war, noch allein fertig zu werden. Eine Arbeitsteilung und die Anstellung von mehreren Beamten wurde unerläßlich. — In einem Stücke hatte er übrigens schon bei seinen Lebzeiten eingelenkt. Das Konsistorium hatte ihn zur Verantwortung gezogen, wie er ohne behördliche Genehmigung dazu käme, junge Leute zum Predigtamt zu ordinieren und Geldbeiträge für die Mission einzusammeln. Er erwiderte darauf, es handele sich keineswegs um Ordinationen zum Predigtamt, sondern um Einsegnungen zum Missionsdienst; da er als Pastor sonntäglich seiner Gemeinde den Segen zu erteilen hätte, so hielte er sich auch für befugt, Leuten, die aus der Gemeinde schieden, um dem Herrn in der Ferne zu dienen, den Segen mit auf den Weg zu geben; und was das Geldsammeln betreffe, so habe er noch nie einen Menschen um Beiträge für die Mission angegangen; wenn ihm aber als Frucht seiner Gebete freiwillig Gaben dargebracht würden, so könne ihm doch niemand verwehren, dieselben für die Sache des Herrn zu verwenden. Dagegen ließ sich nun nicht gut etwas einwenden. Um jedoch für die Zukunft ähnlichen Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu gehen, entschloß er sich, in aller Form einen Missionsverein zu gründen, und entwarf ein kurzes Statut dafür, das am 28. Juni 1842 die königliche Bestätigung erhielt.

Schließlich verdient noch ein Punkt hervorgehoben zu werden. Goßner hatte anfänglich seine Boten ziemlich planlos in alle Weltgegenden ausgesandt und an vielen Stellen zugleich das Werk angegriffen. Später aber konzentrierte er seine Arbeit mehr, was jedenfalls sehr heilsam war. Ich will nicht behaupten, daß ein bewußter Systemwechsel bei ihm zu Grunde lag, sondern die Verhältnisse drängten ganz von selbst auf eine Konzentration hin. Von den 140 Missionaren, die er insgesamt auf den Plan führte, war ja ein großer Teil von vornherein in den Dienst anderer Missionsgesellschaften getreten. Die in Nordamerika ferner hatten unter ihren Landsleuten bald selbständige Gemeinden gegründet und so den Zusammenhang mit Berlin mehr oder weniger verloren.

Manche Unternehmung mußte auch, weil sie sich als zu aussichtslos erwies, später wider aufgegeben werden. Schon bei Goßners Tode waren daher in der Hauptsache nur noch zwei Missionsfelder übrig, das am Ganges unter den Hindu und das unter den Kols in Tschota Nagpur.

Wir sehen also, daß von den eigentümlichen Grundsätzen Goßners in der Praxis einer nach dem andern aufgegeben werden mußte. Nichtsdestoweniger hat er sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er einen Versuch damit gemacht hat, weil nur so das Urteil der Missionsleute über wichtige Fragen, die früher oder später einmal zum Austrage gebracht werden mußten, geklärt werden konnte. Das Wort des Apostels: „Unser Wissen und Weissagen ist Stückwerk, und das muß aufhören" trifft eben auch auf Goßner zu. Bei unserer menschlichen Unvollkommenheit ist es unvermeidlich, daß wir uns durch manche Irrtümer hindurchringen müssen. Nicht geirrt aber hat er sich darin, daß er auch für die Mission betonte, daß das Innere dem Äußeren jederzeit voranzustellen sei, und daß der tatkräftigen christlichen Persönlichkeit, gegenüber allem sonstigen Apparat bei der Heidenbekehrung, nichts an Bedeutung verglichen werden könne. Unermüdlich hat er auf die drei Grundkräfte des Missionsbetriebes hingewiesen, die da „bleiben", wie der Heidenapostel sagt, Glaube, Hoffnung, Liebe, die bleiben, und was darauf gegründet ist, bleibt auch. Weil Goßner stark war im Glauben an die Gnade Gottes in Christo Jesu, reich an Liebe zu seinen Brüdern, sonderlich zu denen, die noch in Finsternis und Schatten des Todes saßen, und fröhlich in der Hoffnung, daß die gekreuzigte Liebe den Sieg über alle feindlichen Mächte davontragen müßte, darum ruhte sein Werk auf einem sicheren Fundamente und konnte sich gedeihlich entwickeln, wenn es auch seine äußere Gestalt verändert hat.

Und dieses herrliche Vermächtnis wäre unserem deutschen Volke beinahe verloren gegangen! Kurz vor seinem Tode bewog die Sorge um die Zukunft seiner ostindischen Mission den Vater Goßner, an die englische Kirchenmissionsgesellschaft die Anfrage zu richten, ob sie geneigt wäre, dieselbe zu übernehmen. Zum Glück griff die Gesellschaft nicht gleich zu, sondern antwortete ihm, sie wolle die Sache in Erwägung ziehen. Mit langen Erwägungen aber war dem Sterbenden nicht gedient, und so berief er den Berliner Generalsuperintendenten Büchsel zu sich, um ihn zu bitten, daß er das Werk fortführen möchte. Ohne Zögern nahm der ohnehin schon mit Arbeit überbürdete Mann noch diese schwere Last auf sich und hat dadurch der deutsch-evangelischen Christenheit einen äußerst wertvollen Besitz erhalten, wofür wir ihm bleibenden Dank schulden. Denn mag man sagen, was man will; die Kolsmission ist eine Perle unter den deutsch-evangelischen Missionen. Zugleich

Zum Neujahr 1826.

Johannes Goßner

Zum Neujahr 1826.

Ihr lieben theuren Kinder alle! Der Herr, der A u. O, Anfang und Ende unsres Heils ist, gebe euch allen ein seliges Neujahr. Er gieße reichlich über euch aus seinen heil. Geist. Bereitet euch dazu, und lasset bereiten eure Herzen. Fanget wirklich ein Neujahr an, fasset einander in Liebe an. Leget alles *alte* ab, vergesset, was hinter euch ist. Es bete u. ringe ein jeder, daß er alles aus dem Sinn schlage, was hinten ist, u. strecket eure Hälse u. Hände u. Herzen nach dem aus, was vor euch liegt: Trachtet nach dem Reiche Gottes, das lauter Licht, Liebe u. Leben in Gott u. Jesu ist. Werft dem Satan u. der Welt ihren Koth hin, u. aus dem Herzen hinaus. Nichts als Jesus müsse nun in euch wohnen. Ihn, Ihn allein lasset ein in euer Herz. Jedes suche in Einfalt nur Ihn, nichts neben ihm.

Autogramm von Goßner.

aber wollen wir nicht vergessen, daß diese besonders gesegnete Mission nun auch unserer Fürsorge überantwortet, und daß es unsere Ehrenpflicht ist, sie mit unseren Gebeten und Gaben zu tragen. Oft schon tönte der Ruf an die Ohren der Christenheit: „Goßners Mission in Not.“ Lassen wir uns diesen Ruf nicht verdrießen, sondern bedenken wir vielmehr, daß im letzten Grunde eine solche Not die allererfreulichste Ursache hat. Es ist eben wie bei jenen beiden Fischern auf dem See Genezareth, denen die Netze zerrissen, und die Schiffe zu sinken anfingen, weil sie eine gar zu große Menge Fische beschlossen hatten, und die darum ihren Gesellen winken mußten, daß sie kämen und hülfen ihnen ziehen. Wer sollte solchem Rufe nicht mit Freuden folgen?



Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh.